



Gwen Bristow

Tiefer Süden



CARTE
d'une partie des
ÉTATS UNIS et du MEXIQUE

1. Teil der Louisiana Trilogie

Aber das musste die junge Frau wohl tun. Sie hatte unmöglich vorher wissen können, wann die Sheramys eintreffen würden, um sich zu ihren Ehren so zu kleiden.

»Walter«, wandte sich Gervaise an ihren Mann, »die Räume links hinten sind für Monsieur und Madame und den jungen Herrn bestimmt. Ich werde die junge Dame zu ihrem Zimmer führen.« Sie legte ihre Hand in die Judiths, blieb noch einen Augenblick stehen und gab einer Gruppe von Schwarzen Aufträge. Dabei sprach sie halb französisch, halb englisch. Dann brachte sie Judith in einen Raum, der Wände aus rotem Ton hatte. Die Fenster reichten bis zum Fußboden. Ein schmales, hohes Bett stand darin, über das ein Moskitonetz gespannt war. Eine junge Negerin, die Gervaise Titine nannte, folgte ihnen mit einem hölzernen Zuber und einem Krug heißen Wassers.

»Sie sind sehr freundlich zu uns«, sagte Judith scheu, als sie das Band ihres Sonnenhutes löste. »Hoffentlich machen wir Ihnen nicht zu viel Umstände.«

»Aber durchaus nicht.« Gervaise lachte ein wenig, als ob sie über diese Bemerkung erstaunt wäre. »Ich sehe es gern, wenn wir Gäste haben. Walter ist immer den halben Tag auf der Farm, und es ist so langweilig, wenn man nur Diener und ein Baby zur Gesellschaft hat.«

»Was, Sie haben schon ein Baby?«, rief Judith.

»Ja, ein kleines Mädchen. Babette heißt es. Warum sind Sie so erstaunt darüber?«

»Ach – Sie sehen selbst noch fast wie ein kleines Mädchen aus.«

Gervaise lachte wieder. »Sie meinen, weil ich so schmal und schlank bin? Aber ich bin schon siebzehn und seit drei Jahren verheiratet.« Sie legte die Hand auf die Türklinke. »Entschuldigen Sie mich jetzt bitte. Ich will den Mädchen sagen, dass sie noch mehr Gedecke für das Abendessen auflegen. Sie können Titine alles sagen, was Sie haben wollen. Bitte, scheuen Sie sich nicht, Ihre Wünsche zu äußern. Wir möchten, dass Sie sich hier recht wohl fühlen.« Mit einem Knicks schloss sie die Tür. Judith blieb zurück und schaute ihr nach, während Titine die Kleiderkiste auspackte. Fast empfand sie Ehrfurcht vor Gervaise, die alles so bestimmt und selbstverständlich tat, als ob sie in ihrem Leben nie einen Augenblick der Verlegenheit gekannt hätte. Frauen wie sie musste Philip an der Gullahküste kennengelernt haben, Frauen, die es verstanden, mit Fremden umzugehen, Sklaven zu beaufsichtigen, wundervolle Kleider zu tragen und immer lächelnde Überlegenheit zu zeigen. Judith warf den Hut mit ungerechtfertigter Heftigkeit auf das Bett. Sie verstand sich nur gut darauf, Hammelfleischpasteten zu bereiten und Frostbeulen zu heilen, und sie hatte die Empfindung, dass sie eigentlich nicht hierhergehörte.

»Junge Miss fertig für Bad?«, fragte eine sanfte Stimme hinter ihr. Judith wandte sich um. Titine stand respektvoll neben der hölzernen Wanne. Sie war schlank und schwarz und trug zu dem blauen Kattunkleid ein gelbes Kopftuch.

»Ja«, erwiderte Judith, »sobald ich mich ausgezogen habe.«

Sie wünschte, Titine möchte das Zimmer verlassen, denn sie war nicht daran gewöhnt, sich vor Fremden auszukleiden. Aber die Schwarze trat näher, knöpfte Judiths Kleid auf und löste mit geschickten Fingern die Schleifen der Unterröcke. Judith zeigte ihr Erstaunen nicht. Offenbar war dies hierzulande Sitte, wenn es auch seltsam genug war, nackt vor einer Sklavin zu stehen und sich dann wie ein kleines Kind von ihr baden zu lassen. Aber nachdem sie den ersten Schrecken überwunden hatte, fand sie es doch sehr angenehm,

wenn es auch nicht schicklich sein mochte. Sie hatte immer Mühe gehabt, sich den Rücken zu waschen. Ein hilfloses weibliches Wesen zu sein, war entschieden schön. Das musste Philip gemeint haben, als er sagte, er wollte sie zu einer großen Dame machen.

»Miss tragen dies hier zum Abendessen?«, fragte die Schwarze.

Sie hatte Judiths bestes Kleid in der Hand. Ihr Vater hatte gesagt, der blaue Musselin wäre zu zart, um ihn in die Wildnis mitzunehmen, aber neben dem eleganten Kleid von Gervaise wirkte er wie dickes, steifes Zeug.

»Ach ja«, sagte Judith. Sie sah, dass Titine frische Strümpfe und Wäsche wohlgeordnet auf dem Bett ausgebreitet hatte. Sie legte das blaue Kleid dazu, dann nahm sie ein Hemd auf, das Judith vor drei Tagen in einer kleinen Bucht am Strom gewaschen hatte. Gehorsam stieg Judith hinein und setzte sich auf einen Stuhl, während Titine die Strümpfe holte. Es war kaum zu begreifen, dass jemand anders ihr die Strümpfe anziehen konnte, da er sie von der falschen Seite überstreifen musste, aber Titine schien überzeugt zu sein, dass keine Frau dergleichen selbst fertigbrachte. Sie kniete vor ihr nieder und strich geschickt und schnell die Strümpfe über Judiths Füße.

Es war alles höchst sonderbar, aber es fiel überraschend leicht, sich daran zu gewöhnen.

Schließlich brachte Titine Brenneisen, eine Kerze in einem Drahtrahmen und einen roten Topf mit duftender Pomade. Sie legte die Eisen auf den Rahmen, um sie zu erhitzen, und kämmte Judiths Haar über Baumwollrollen hoch. Mit Pomade wurden kleine Locken gelegt, die in die Stirn hingen, mit den Eisen andere geformt, die in den Nacken fielen. Als alles fertig war, stellte Titine einen Spiegel auf die Kommode, und Judith drehte sich langsam um.

Der Spiegel war zwar nur schmal, aber lang, sodass sie sich bis zur halben Größe darin betrachten konnte. Sie hatte das Gefühl, als ob sie einen Korb auf dem Kopf balancierte, und ihr Korsett war so fest geschnürt, dass sie kaum atmen konnte, aber sie stieß doch einen kleinen Freudenschrei aus, als sie ihr Spiegelbild sah. Niemand hatte ihr jemals gesagt, wie schön ihre Schultern geformt waren und was für eine schlanke Taille sie hatte. Sie sah fein, zart, zerbrechlich aus. Judith lehnte sich über die Kommode und konnte den Blick nicht abwenden. Jetzt glich sie den Frauen, an die Philip gewöhnt war. Wenn alles andere auch so leicht war wie dies –?

Es klopfte an der Tür, und Gervaise trat ein.

»Wollen wir ins Speisezimmer gehen, wenn Sie fertig sind?«, fragte sie. Dann hielt sie plötzlich inne. »Aber wie anders sehen Sie jetzt aus, nachdem Sie sich umgekleidet haben! Ist es nicht wirklich eine große Erleichterung, wenn man nach einer beschwerlichen Reise wieder zum zivilisierten Leben zurückkehren kann?«

»O ja«, erwiderte Judith.

Sie zögerte, sah noch einmal in den Spiegel und wandte dann Gervaise den Blick zu. Ob sie ihr wohl gestehen durfte, wie wenig sie an diese Bequemlichkeiten gewöhnt war, die Gervaise »zivilisiertes Leben« nannte? Aber sie fand nicht den Mut dazu.

Immerhin überlegte sie, ob sie nicht mit ihr über Philip sprechen sollte. Gervaise war auch jung und musste wissen, wie es war, wenn man sich verliebt hatte, denn sie war doch verheiratet!

Aber auch das tat Judith nicht. In diesem Haus erschien ihr alles romantisch – das Reisgericht und die Krabben, die sie aßen, die Diener, die auf leisen Sohlen über den Fußboden gingen, und der kleine Negerjunge, der den großen Fächer aus Putenfedern über dem Tisch bewegte. Gervaise war ruhig und sachlich, und Judith konnte sich kaum vorstellen, dass diese junge Frau aufregende Erfahrungen hinter sich hatte. Gervaise sprach nicht viel, wenn sie nicht gerade die Fragen von Mrs. Sheramy beantwortete, die etwas über die Haushaltsführung in Louisiana wissen wollte, und sie war zu ihrem Mann so höflich, als ob sie einander eben erst vorgestellt worden wären. Walter, Mark und Caleb sprachen über Ernten und das Geschäft auf der Werft. Der Vater machte keine Bemerkung über Judiths eng geschnürte Taille oder ihre ungewöhnliche Frisur. Daraus schloss sie, dass er in unbedeutenderen Dingen nachsichtig sein wollte, weil sie Philip aufgegeben hatte. Das hatte sie jedoch nicht versprochen, wie sie sich energisch sagte, obwohl sie erkannte, dass sie diese Frage allein entscheiden musste. Sie hatte keinen Menschen, dem sie sich anvertrauen konnte, und es war ihr, als ob sie von allen anderen abgeschieden wäre. Als es Zeit war, zu Bett zu gehen, atmete sie auf.

Nachdem Titine sie ausgekleidet und sich zurückgezogen hatte, stand Judith in ihrem Nachtgewand am Fenster und sah auf die Bäume und die Indigofelder hinaus, die in silbernem Mondlicht vor ihr lagen. Irgendwo dort draußen war Philip – Philip, der sie liebte und den sie glühend heiß wiederliebte trotz aller Einwände ihres Vaters. »Du würdest mit einem solchen Mann sehr unglücklich werden. ... Du bist noch zu jung, um das zu verstehen.« Es war, als ob sie noch einmal hörte, was er auf dem Baumstamm am Flussufer zu ihr gesagt hatte. So ernst und doch so sanft hatte er mit ihr gesprochen, dass es ihr wehtat, daran zu denken, wie sehr es ihn schmerzen würde, dass sie sich gegen seinen Wunsch für Philip entschied. Er war so viel älter und klüger als sie und so gut – aber sie erinnerte sich daran, wie Philip sie in der kleinen Bucht geküsst hatte. Sicher konnte er ihr kein Leid zufügen, das schrecklicher wäre als ein Leben ohne ihn. Sie blies die Kerze aus, sank ins Bett und vergrub das Gesicht in den Armen. War denn niemand da, der sie verstand? War sie die Einzige auf der Welt, die in einen Strudel von Sternen und Feuer geraten war, weil ein Mann sie geküsst hatte?

Es war sehr ruhig. Alle schliefen schon, nur sie wachte noch.

»Judith! Liebste Judith!«

Sie richtete sich auf. Die Worte waren im Flüsterton gesprochen worden, kaum so laut wie das Raunen des Windes in den Palmen draußen, aber sie wusste sofort, dass es Philip war. Dann sah sie im Mondlicht, dass er über die niedrige Fensterbank ins Zimmer stieg. Sie presste den Handrücken gegen den Mund.

Philip schlug das Moskitonetz zurück und kniete vor ihrem Bett nieder.

»Ach, Liebste, bist du es wirklich?«

»Philip«, sagte sie atemlos und zitternd, »sie bringen dich um, wenn sie dich hier finden! Geh fort!«

»Judith«, erwiderte er, als ob er ihre Worte nicht gehört hätte, »komm mit mir! Ich habe ein Haus – es ist aus Baumstämmen zusammengefügt –, meine Sklaven haben sie im Walde geschlagen. Aber wir kommen damit aus, bis wir uns ein großes, stattliches aus Moos bauen können wie dieses hier – ich kann dich nicht länger entbehren! Draußen habe

ich ein Pferd, und der Pfarrer von der St.-Margarethen-Kapelle wartet daheim, um uns zu trauen –«

»Nicht heute Nacht, Philip«, flüsterte sie erschreckt. »Nicht so plötzlich – nein, nicht heute Nacht!«

Er setzte sich auf das Bett und legte den Arm um sie.

»Liebe Judith, es bleibt uns kein anderer Weg. Sie werden niemals zugeben, dass ich dich heirate. Das weißt du doch. Liebst du mich denn nicht genug, um jetzt mit mir zu kommen?«

Mit heißen Küssen bedeckte er ihre Lippen, ihre Augen und ihren Hals, und das Erbe ihrer Ahnen, die nach Amerika ausgewandert waren, um das Heil ihrer Seele zu retten, zerschmolz im silbernen Mondlicht. Judith streichelte sein Haar und die Narbe, die quer über sein Gesicht lief.

»Ach, Philip, ich liebe dich so sehr. Ich gehe mit dir.«

Er nahm ihre Hände in die seinen und küsste sie.

Judith richtete sich auf.

»Geh jetzt hinaus, dass ich mich anziehen kann.«

»Beeile dich«, sagte Philip zärtlich. »Und mache kein Geräusch.«

Als er durch das Fenster hinausgeklettert war, stieg Judith aus dem Bett. In dem Mondschein fand sie ihre Kleider, aber sie konnte das Haar nicht zu den schönen Locken formen, wie die Sklavin es getan hatte. Sie wollte es aber auch nicht wieder in Zöpfe flechten, und so fiel es lose über ihre Schultern, als sie über das Fensterbrett hinaustrat.

»Philip!«, flüsterte sie.

Er schloss sie in die Arme. »Wie schön du aussiehst, wenn dein Haar gelöst ist! Ich wusste nicht, dass es so herrlich ist.«

Bevor sie sich noch einmal umsehen konnte, fühlte sie, dass er sie aufs Pferd hob und dann hinter ihr in den Sattel sprang. Er drückte eine Pistole in ihre Hand.

»Halte sie bereit, damit du schießen kannst. Es ist möglich, dass Indianer im Walde sind.«

Das Pferd setzte sich in Bewegung, und ohne noch ein Wort zu sprechen, ritten sie in den Wald hinein, dessen Dunkelheit sie umschloss. Judith hielt die Waffe krampfhaft in der Linken und legte den rechten Arm um Philips Hals. Ein schmaler Weg lief zwischen den Eichen entlang, der ihr wie ein Zauberpfad erschien. Sie ritten noch immer, als der Mond jenseits des Waldes unterging. Judith konnte nichts sehen als schwarze Bäume und nichts hören als das Klappern der Hufe. Sie dachte darüber nach, wohin er sie wohl entführen würde, aber als sie seinen Arm um ihre Hüften und seine Wange an der ihren fühlte, wusste sie, dass er sie unmöglich zu einem Platz bringen konnte, wohin sie nicht gehen wollte.

2.

Die schwarze Tibby kniete vor dem Herd und fuhr mit einem langen eisernen Löffel in den Kochtopf, der auf dem Feuer stand. Sie nahm ein wenig von dem Gumbogericht heraus und prüfte den Geschmack.

»Essen beinahe gar, junge Miss.«

Es roch in dem Blockhaus nach Garnelen, Hühnern, Okra, Lorbeerblättern und Thymian. Judith saß auf der Kante des Bettes. Sie wollte einen Riss in einem von Philips Hemden ausbessern, aber ihre Hände waren so feucht, dass der Stoff daran klebte, und die Naht war so krumm, als ob ein unerfahrenes junges Mädchen sie gemacht hätte. Die Sonne sandte glühende Strahlen durch die Ritzen zwischen den Baumstämmen der Wände, und durch die Fenster fiel blendend weißes Licht auf den Fußboden. Auf dem Herde züngelten die Flammen um den Kochtopf und versengten Judiths Gesicht, obwohl sie sich schon an die äußerste Ecke des Bettes zurückgezogen hatte. Sie fühlte sich krank und schwindlig von der Hitze. Ein dumpfes Stechen im Hinterkopf quälte sie, und sie konnte fühlen, wie der Schweiß an ihren Hüften hinunterlief.

Sie presste die Unterlippe zwischen die Zähne und biss hart darauf. Der Schmerz sollte sie von der furchtbaren Hitze ablenken. Wieder und wieder sagte sie sich vor: »Ich werde nicht ohnmächtig. Ich werde nicht ohnmächtig. Wenn ich schon im Juni schwach werde, sterbe ich wahrscheinlich im August. Ich will nicht ohnmächtig werden.«

Warum hatte ihr nicht jemand gesagt, dass es so schrecklich sein würde? Sechs Wochen waren nun seit ihrer Ankunft in Louisiana vergangen, und während der letzten fünf Wochen hatte sich der Himmel wie ein großer umgestülpter Kupferkessel über dem Wald gewölbt, den Philip stolz »die Pflanzung« nannte. Morgens ging die Sonne mit gleißendem Glanz auf, so schön und herrlich, dass man manchmal auf kurze Zeit die grelle Glut vergessen konnte. Aber dann stieg sie am Himmel empor und sandte Feuergluten auf die Erde nieder, denen man nicht entrinnen konnte. Und wenn es Abend wurde, sank sie wieder in den Fluss hinab und hinterließ purpurrote Flammen, die endlich von der Dunkelheit ausgelöscht wurden. Aber selbst während der Nacht drückte die Hitze noch so sehr, dass man kein Bettuch und keine Decke über sich dulden mochte. Dann warf sich Judith auf ihrem Lager hin und her, bis die Matratze aus Moos feucht wurde. Erschöpft fiel sie schließlich in einen unruhigen Schlaf, aus dem sie nur wieder durch die erbarmungslos strahlende Sonne geweckt wurde.

Auch wenn es regnete, gab es nur eine kurze Abkühlung, für die man nachher wieder büßen musste. Denn wenn die Sonne aufs Neue schien, begann die Erde zu dampfen, und die Luft wurde so feucht, dass man kaum atmen konnte. Manchmal weinte Judith vor Sehnsucht und Heimweh, wenn sie sich an die schönen Sommertage in Connecticut